

ALEX CAPUS

ROMAN | HANSER

Das Leben
ist gut



in ihrem Besitz war, niemand mehr erinnern; falls jemand nachfragen sollte, würde man sich auf Gewohnheitsrecht berufen.

Ums Jahr 2000 gingen die Gründer der Sevilla Bar einer nach dem anderen in Pension und kehrten als alte Männer in die Heimat zurück. Dort bezogen sie ihre Altersresidenzen, die sie sich mit harter Währung hatten bauen lassen, und mühten sich nach Kräften, den wohlverdienten Ruhestand zu genießen. Aber die meisten wurden ihres Seniorenlebens nicht froh, denn sie kannten zu Hause niemanden mehr. Die Freunde und Verwandten von damals waren gestorben oder hatten sich über die Jahrzehnte von ihnen entwöhnt, und in den Augen der jungen Einheimischen waren die Heimkehrer, weil sie noch immer Schweizer Kennzeichen an ihren Autos hatten, keine echten Einheimischen; sie nannten sie »Los Suizos«.

Und tatsächlich mussten diese an sich selbst feststellen, dass sie zu halben Schweizern geworden waren. Sie konnten sich nicht mehr abfinden mit herrschsüchtigen Pfaffen, offenen Mülldeponien und größenwahnsinnigen Dorfkönigen, und sie hatten sich im Exil allzu sehr gewöhnt an pünktlich fahrende Züge, zuverlässige Müllmänner und einigermaßen unbestechliche Staatsdiener. Zwar schwelgte in jenen Jahren ganz Spanien in einem amerikanisch inspirierten Konsumrausch, der mit dem Immobilienboom der Jahrtausendwende über die Nation hereingebrochen war. Aber auch an ihm konnten die Heimkehrer sich nicht freuen, denn sie hatten alemannische Sparsamkeit und haushälterische Vernunft erlernt und ahnten, dass das schnelle Glück jener Bonanza-Jahre keinen Bestand haben würde.

Eine Weile irrten die alt gewordenen Heimkehrer über die Stätten ihrer Jugend, tranken einsam Kaffee auf dem Dorfplatz und sehnten sich nach ihren Kindern und Enkeln, die im Exil zurückgeblieben waren, weil es für sie keines war. Derart um die Früchte ihrer jahrzehntelangen Fron betrogen, starben manche nach wenigen Monaten, viele ohne ersichtlichen medizinischen Grund. Andere setzten sich eines Morgens ins Auto und fuhren tausend oder zweitausend Kilometer zurück, nahmen wieder am Tresen der Sevilla Bar Platz und bestellten ihren Kaffee, als seien sie nie fort gewesen - um dann bekümmert festzustellen, dass tatsächlich niemand ihr Fortgehen bemerkt hatte.

So saßen sie beisammen am Tresen, verfielen in Schweigen und wurden alt, und die Sevilla Bar wurde auch alt, weil keine jungen Leute nachrückten. Die Söhne und Töchter der alten Männer hatten ihre

ganze Kindheit in der Sevilla Bar verbracht, jetzt mieden sie das Lokal; sie hatten kein Bedürfnis nach einem Immigrantenclub, weil sie, anders als ihre Eltern, keine Immigranten waren. Sie waren hier geboren, träumten in hiesigem Dialekt und pflegten die hiesigen Sitten, aßen zum Frühstück Joghurt und kompostierten ihre Küchenabfälle, hatten hiesige Söhne und Töchter geheiratet und wohnten längst nicht mehr in Dachmansarden und Baubaracken, sondern in komfortablen Vierzimmerwohnungen mit Flachbildfernseher und Fußbodenheizung. Und wenn sie Lust auf ein San Miguel hatten, besorgten sie sich ein Sixpack im Getränkemarkt.

So verödete die Bar. Sie warf keinen Gewinn mehr ab, die Rechnungen stapelten sich, und die Miete blieb unbezahlt; zudem leckte das Dach, die Fenster waren undicht und die Gasheizung war in die Jahre gekommen. So konnte es nicht weitergehen, die Bar und das Wohnhaus drohten zu verfallen. Also schrieb die Bürgergemeinde die Parzelle zum Verkauf aus.

Im Bahnhofsviertel waren in den letzten Jahren gläserne Hochhäuser aus dem Boden geschossen, es war an der Zeit, dass die Sevilla Bar ihren Platz räumte. Weil aber kurz vorher eine Immobilienblase geplatzt war und die Baubranche stillhielt, um Luft zu holen für die nächste Blase, wollte niemand die zwei Häuschen kaufen, die so heruntergekommen und unpraktisch zwischen Eisenbahn und Unterführungsstraße am lärmigsten Ort des Städtchens standen.

Eines Tages geriet ich beim Morgenspaziergang in die Unterführungsstraße und sah das »Zu verkaufen«-Schild. Es war schon ganz vergilbt. Ich hatte im Jahr zuvor mit einem dicken Roman erstmals in meinem Leben richtig schönes Geld verdient, und ich war fünfzig Jahre alt und fühlte mich in sämtlichen Kneipen des Städtchens entweder zu jung oder zu alt oder sonst wie fehl am Platz, und ich hatte meine Jugendfreunde aus den Augen verloren, weil wir all die Jahre mit unseren Karrieren und der Aufzucht unserer Kinder beschäftigt gewesen waren. Und nun, da die Kinder halbwegs herangewachsen und unsere Karrieren halbwegs gelungen oder missraten waren, gab es für uns keinen Ort mehr, an dem wir wieder hätten zueinanderfinden können.

Wenn mich jemand fragt, weshalb ich die Sevilla Bar gekauft habe, antworte ich dies: weil es im Städtchen keine Bar nach meinem Geschmack gab und weil ich mir ein Leben ohne eine gute Bar nicht vorstellen kann. Es darf nicht sein, dass wir unsere gesamte Lebenszeit

in keimfreien Büros und keimfreien Fitnessstudios, keimfreien S-Bahnen und keimfreien Wohnzellen zubringen, und es darf nicht so weit kommen, dass die Menschen einander nur noch im Internet begegnen. Ohne Bars und Kneipen, behaupte ich als Citoyen, ist die *res publica* undenkbar. In einem lebendigen Gemeinwesen, in einer funktionierenden Demokratie müssen die Menschen sich an einem physischen Ort frei begegnen können, man sollte seine Freunde nicht nur bei Facebook haben. Ich glaube fest daran, dass das, was ich hier tue, richtig und wichtig und gut ist, denn auch in Zukunft wird es Orte geben müssen, die nicht von Starbucks, Microsoft und H&M regiert werden; Orte, an denen wir unseren Tanz tanzen und unsere Lieder singen können in der knappen Zeit, die uns beschieden ist.

All das sage ich, wenn mich jemand fragt, warum ich Altglas durch die Gegend karre. Ich sage es aus Überzeugung. Es ist eine Überzeugung, die mich nirgends kneift und nirgends zwickt, also wird es wohl die meine sein. Im Grunde aber ist es viel einfacher. Ich mache, weil ich will. Weil es mir Spaß macht. Denn das Schöne, glaube ich, entsteht nicht aus Notwendigkeit, sondern ihr zum Trotz.

VORMITTAGS BEKOMME ICH OFT BESUCH von Freunden, die wissen, dass die Bar zwar geschlossen, der Seiteneingang aber nicht abgeschlossen ist. Die meisten kenne ich seit Jahrzehnten; mit manchen habe ich im Sandkasten gespielt, mit anderen im Jugendzentrum getanzt oder am Gymnasium Schülerzeitungen gemacht. Was uns verbindet, ist vor allem die Tatsache, dass keiner jemals so richtig aus dem Städtchen fortgezogen ist; der eine oder andere hat vielleicht mal ein Jahr in Dubai gearbeitet oder ein Semester in Sheffield oder Berkeley studiert. Aber dann sind wir alle wieder heimgekommen.

Manchmal frage ich mich, warum wir so hartnäckig hierbleiben – was es sein mag, das uns hier hält. Nichts Besonderes vermutlich. Vielleicht sind wir nur deswegen nie fortgegangen, weil der Leidensdruck nie groß genug war; im reichsten und friedfertigsten Land der Welt stellt es keine allzu große Herausforderung dar, ein einigermaßen positives Lebensgefühl zu entwickeln. Und weshalb sollte man die Welt erobern wollen, wenn easyJet einem sowieso jede nur denkbare Weltengegend zum Preis von drei oder vier Stundenlöhnen zu Füßen legt? Vielleicht sind wir auch deshalb nie nach Zürich, New York oder Berlin gezogen, weil wir keinen koffeinfreien Latte macchiato mit Sojamilch trinken müssen, nicht verrückt nach Rucolasalat an Balsamico-Dressing sind und nicht unbedingt beim Fernsehen arbeiten wollen. Gewöhnlicher Kaffee reicht vollkommen. Und wenn das Fernsehen etwas will, soll es herkommen. Und vorher bitte anrufen.

Ich liebe Menschen, die bleiben, meine alten Freunde sind mir kostbar. Das Zusammensein mit ihnen scheint mir oft wie mit Silberfäden durchwirkt, die nur die Zeit gesponnen haben kann. Nomaden mag ich auch, aber die lassen mir nicht die Zeit, die ich bräuchte, damit sie mir ans Herz wachsen könnten. Das heißt aber nicht, dass man einander, je länger man beisammenbleibt, desto besser kennenlernt; man kennt einander nur länger. Manche meiner ältesten Freunde kenne ich nur beim Spitznamen. Wenn ich deren bürgerliche Namen nennen sollte, müsste ich nachdenken. Hin und wieder geschieht es, dass einer in mittleren Lebensjahren seinen in der Jugend erworbenen Spitznamen ablegen will, das ist für uns dann immer unangenehm. Wie jetzt – der Jumbo will plötzlich nicht mehr der Jumbo

sein? Man soll ihn Klaus-Dieter nennen? Nur weil er sich ein Magenband hat einsetzen lassen und einen halben Zentner abgenommen hat? Spinnt der Jumbo jetzt?

Von anderen kenne ich nur den Familiennamen. Der Malermeister Durrer zum Beispiel ist einfach »der Durrer«. Der Durrer trinkt seinen Kaffee schwarz und ohne Zucker, und er sieht aus wie Jack Nicholson und spricht wie ein Dorfpfarrer. Sein Aussehen, das auf Frauen erstaunlich anziehend wirkt, führt er auf genetisches Glück zurück; seine geistliche Aura, die auf Frauen erstaunlich abschreckend wirkt, auf die berufliche Routine. Jeder Flachmaler, sagt der Durrer, starrt Tag für Tag weiße Wände an und führt Stunde um Stunde einschläfernd monotone Bewegungen aus, was einer Art unbeabsichtigter Meditation gleichkommt und in Kombination mit der Allgegenwart hochprozentiger Lösungsmittel eine gleichsam buddhistische Gemütsverfassung bewirkt. Sein anerzogenes Christentum hingegen, sagt der Durrer, steht in einem gewissen Zielkonflikt mit der Flachmalerei, weil das Wort Gottes nichts verloren hat auf Wänden, die der Kunde einfach nur weiß haben will.

Von meinem Freund Sergio hingegen kenne ich nur den Vornamen mit Sicherheit. Was den Familiennamen betrifft – Grappelli? Castello? –, müsste ich im Telefonbuch nachschlagen. Dabei haben Sergio und ich gemeinsam die Grundschule besucht und auf dem Pausenplatz Fußball gespielt. Sergio ist Italiener, er ist als kleiner Junge mit den Eltern aus dem Südtirol eingewandert. Als wir zusammen zur Schule gingen, besaß er zwei Paar Schuhe: schwarze Halbschuhe für den sonntäglichen Kirchgang und genagelte Bergschuhe für den Werktag. Zum Fußballspielen auf dem Pausenplatz kam er immer in seinen Bergschuhen. Die Sonntagsschuhe, die für Fußball besser geeignet gewesen wären, verwahrte die Mutter von Sonntag zu Sonntag in der Truhe. Sergio war ein robuster Verteidiger mit seinem derben Schuhwerk, es krachten die Schienbeine; bald durfte er nicht mehr mitspielen. Diese Kränkung verwand er zeitlebens nicht, weil sie nur eine von vielen war, die ihm als Kind angetan wurden. Auf der Schulreise wollte niemand aus seiner Teeflasche trinken, und wenn die Klasse im Advent Weihnachtskekse buk, schickte die Lehrerin von allen Kindern einzig den Italienerjungen zum Händewaschen. Seither hasst Sergio Weihnachtskekse, Tee und Fußball, und er ist sehr leicht zu kränken; man sollte ihm besser nicht dumm kommen. Wenn im Fernsehen Fußball läuft, geht er zum Angeln an den Fluss, und zwar